

Multimodalität im Schnittbereich von Medientheorie und Semiotik

John A. Bateman, Universität Bremen

Klaus Sachs-Hombach, Eberhard Karls Universität Tübingen

Summary. Most media theoretical approaches have paid relatively little attention to the needs and requirements of multimodality. At the same time, the most widespread theories of multimodality have just as little dealt with the concept of media. As a consequence, media-theoretical positions on the phenomenon of multimodality as well as multimodal positions on the concept of media are weakened. In this article, we suggest that this situation hinders systematic empirical analysis of complex multimodal artefacts and actions and introduce a concept of media combining both multimodal-semiotic (Bateman 2013, 2016) and media or image theoretical foundations (Sachs-Hombach 2013). This foundational framework builds on our previous empirical analyses of multimodal phenomena in film, comics, graphic design, images and diagrams in order to articulate mutually productive relationships between media, semiotic modes and genres. All three variables are seen as essential for effective analysis: Media bring socio-cultural and institutional aspects into play that establish „biotopes for semiosis“ (after Winkler 2008: 213); semiotic modes trace the shaping of materials so that they can carry communicative actions; while genres allow for descriptions of communicative goals ranging across media and semiotic modes (Bateman 2014a). We argue that a clear separation of the theoretical and analytical responsibilities of media, semiotic modes and genres establishes a number of methodological principles that facilitate the concrete handling of complex multimodal situations as well as supporting more precise analyses of transmedial actions and artefacts (cf. Bateman et al. 2017 or Wildfeuer et al. 2020).

Zusammenfassung. Die meisten medientheoretischen Ansätze haben sich verhältnismäßig wenig mit den Bedürfnissen und Anforderungen von Multimodalität beschäftigt. Gleichzeitig haben sich die am meisten verbreiteten Multimodalitätstheorien genauso wenig mit dem Medienbegriff auseinandergesetzt. Daher sind medientheoretische Behauptungen zum Phänomen der Multimodalität sowie multimodale Behauptungen zum Begriff der Medien oft unzureichend. Diese Situation schwächt nicht nur beide Seiten, sondern vernachlässigt die systematische und empirische Analyse von komplexen multimodalen Artefakten und Handlungen. In diesem Beitrag stellen wir einen Medienbegriff vor,

der multimodal-semiotische (Bateman 2013, 2016) und medien- bzw. bildtheoretische Grundlagen (Sachs-Hombach 2013) verbindet. Den Ausgangspunkt unseres Vorschlags bilden empirische Analysen multimodaler Phänomene in Film, Comics, Grafikdesign, Bildern oder Diagrammen. Anhand dieser Analysen haben wir ein Grundgerüst entwickelt, mit dem wir die gegenseitigen produktiven Beziehungen zwischen Medien, *Zeichenmodalitäten* (engl. ‚semiotic modes‘) und Genres aufzeigen können. Dies impliziert, dass alle drei Größen unabdingbar für effektive Analysen sind. Medien bringen hierbei soziokulturelle Aspekte ins Spiel, die im Zusammenhang ihrer Verwendung „Biotope für Semiosis“ (nach Winkler 2008: 213) etablieren. Dagegen lässt sich an den Zeichenmodalitäten der Herstellungsprozess nachvollziehen, durch den materielle Artefakte Zeichenstatus erhalten und in kommunikative Handlungen eingebunden werden. Genres erlauben schließlich eine Medien und Zeichenmodalitäten übergreifende Beschreibung der kommunikativen Ziele (Bateman 2014a). Als besondere Leistung des skizzierten Modells lässt sich zeigen, wie auch transmediale Artefakte und Handlungen präzise beschrieben werden können. Eine saubere Trennung der theoretischen und analytischen Zuständigkeiten von Medien, Zeichenmodalitäten und Genres bietet darüber hinaus eine Reihe methodologischer Prinzipien, die den konkreten Umgang mit komplexen multimodalen Situationen erleichtern (vgl. Bateman u.a. 2017 bzw. Wildfeuer u.a. 2020).

1. Kurze Einleitung

Multimodalität sollte als ein zentrales Kennzeichen von Kommunikation angesehen werden. Kommunikative Prozesse sind immer schon multimodal gewesen, auch wenn die Forschung dem Multimodalen erst seit einigen Dekaden theoretische Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Face-to-Face-Kommunikation ist etwa durch Gestik und Proxemik längst als inhärent multimodal akzeptiert (vgl. Kendon 1972; Müller 1998; Fricke 2008), aber multimodale Phänomene in der Kommunikation sind viel breiter (vgl. Kress und van Leeuwen 2001; Jewitt 2014). Der durch Digitalisierung und Medienkonvergenz gekennzeichnete technologische Medienwandel hat in erheblichem Maße neue Potenziale für den Einsatz multimodaler Mittel geschaffen, die sich mit zunehmender Mediatisierung von Kultur und Gesellschaft weiter erhöhen. Insbesondere hat die technisch-medial vermittelte Kommunikation dazu beigetragen, dass sich die spezifischen Bedingungen der Multimodalität in die kommunikativen Praktiken eingeschrieben haben und eine ständige Erweiterung multimodaler Medienkompetenz („multiliteracies“) erfordern, die sich zunehmend in Vorstellungen der sogenannten „digital literacy“ in der Bildung niederschlägt (vgl. Goodling 2014; Cope und Kalantzis 2015).

Die stetige Erweiterung in der Breite zusammen mit scheinbar immer fließenderen Übergängen zwischen den diversen Formen von Kommunikation stellen die Kommunikationstheorie und ihre analytische Praxis vor große Herausforderungen. Bestehende Vorschläge für theoretische Rahmenwerke, die sowohl deskriptiv adäquat sind als auch prädiktive Darstel-

lungen multimodaler Phänomene bieten können, stoßen auf eine Reihe gemeinsamer Probleme. Kurz gesagt: Die zwischen den theoretischen Kategorien gezogenen Grenzen sind schwach ausgeprägt, was dazu führt, dass gerade die empirischen Studien kaum Unterstützung finden, obwohl sie am besten zum angemessenen Verständnis der betreffenden Konzepte beitragen könnten.

Im folgenden Aufsatz möchten wir ein Grundgerüst einführen, in dem die Kategorien, die für differenzierte empirische Arbeiten notwendig sind, trennschärfere und sich gegenseitig unterstützende Definitionen erhalten. In einem ersten Schritt stellen wir unsere begrifflichen Grundannahmen vor. Das betrifft insbesondere die Begriffe der Medialität und der (Multi-) Modalität. In einem zweiten Schritt werden wir vertiefend die Probleme erläutern, die sich aus der Beziehung von Medialität und Multimodalität ergeben. In einem abschließenden dritten Schritt wird ein Modell für die Analyse multimodaler Medienangebote entwickelt, das zentral auch einen Vorschlag zur Klärung der Bezüge von Medialität und Modalität enthält.

2. Begriffliche Vorüberlegungen: Medialität und Modalität

2.1 Hintergrund

Als Hintergrund unserer Überlegungen dienen uns recht allgemeine kommunikationstheoretische Annahmen, die sich disziplinär als medienphilosophische Anthropologie verstehen lassen.¹ Sie gehen davon aus, dass sich Menschen durch ihre komplexen kommunikativen Fähigkeiten auszeichnen. Zumindest gegenüber den meisten Tierarten sind Menschen in der Lage, über Formen der Signalkommunikation hinaus in syntaktisch differenzierter und situationsunabhängiger Weise zu kommunizieren. Der Mensch ist demnach nicht nur ein sprechendes Tier, sondern – allgemeiner – ein in vielfältiger Weise kommunizierendes Tier. Seine kommunikativen Fertigkeiten schließen neben der Sprachfähigkeit wesentlich auch den Gebrauch von Bildern (Schirra und Sachs-Hombach 2013) oder die Verwendung von höherstufigen Gesten (vgl. Tomasello 2009) ein. Dieser systematisch aufeinander abgestimmte Einsatz unterschiedlicher kommunikativer Mittel kann als die spezifische Differenz des *homo sapiens* gelten. Entsprechend ist die hierbei angenommene zentrale Rolle der Medien im sehr allgemeinen Sinne von kommunikativem Mittel auch als Medienapriori bezeichnet worden (vgl. Krämer 2008).

Historisch betrachtet lässt sich dann der Wandel der Medien sowohl in diesem weiten Sinne wie auch im engen, medienwissenschaftlichen Sinne als die kooperative Ausdifferenzierung der verfügbaren kommunikativen Mittel verstehen (siehe als Überblick Kinnebrock u.a. 2015). Sie betrifft die Entwicklung unterschiedlicher Zeichensysteme, der institutionellen Kontexte wie auch der technischen Grundlagen. Als ihr Telos kann eine Optimierung der kommunikativen Fertigkeiten von kommunizierenden Gruppen

zum Zweck des differenzierten und effizienten Ausdrucks ihrer Welt- und Selbstverhältnisse verstanden werden. Die Weltverhältnisse werden etwa durch die präzisere Wissensvermittlung geprägt, die Selbstverhältnisse durch verbesserte Verständigungspraktiken, die sich mehr oder weniger unmittelbar auf komplexe soziale Strukturen auswirken. Als Multimodalität verstehen wir in diesen Zusammenhängen die systematisch aufeinander abgestimmte und konventionell bzw. institutionell unterstützte Kombination vor allem unterschiedlicher semiotischer Ressourcen, wie sie etwa in Text-Bild-Bezügen vorliegt. Sie prägt die soziokulturelle Realität und hängt natürlich selber in entscheidender Weise von den soziokulturellen Vorgaben ab.

2.2 Medialität

Als Ermöglichungsbedingung von Kommunikation ist der Ausdruck „Medium“ in einem elementaren Sinne zunächst auf den Zeichenträger und damit auf die für Zeichenprozesse notwendige Materialität bezogen. Ohne materiellen Zeichenträger können kommunikative Prozesse nicht in Gang kommen: Es muss notwendigerweise einen wahrnehmbaren Gegenstand oder ein wahrnehmbares Ereignis geben, damit jemand überhaupt Anlass hat, einem anderen eine kommunikative Absicht zu unterstellen. Für Bilder oder geschriebene Sprache, die bevorzugt als Inhalte von Medien gelten und mitunter selbst häufig als Medien bezeichnet werden, ist diese Bedingung ganz selbstverständlich und unproblematisch. „Gegenstand“ oder „Ereignis“ soll hier aber sehr viel weiter verstanden werden, so dass etwa auch Körperbewegungen oder akustische Signale, also Schallwellen, wahrnehmbare Zeichenträger sind. Ganz allgemein ist für Zeichen konstitutiv, dass in ihnen Ausdruck und Inhalt verbunden sind. Der sprachliche oder grafische Ausdruck ist notwendig ein physischer Gegenstand, dem ein Zuhörer oder Betrachter einen Inhalt zugeschrieben hat. Ein Zeichen wird überhaupt erst durch diese Inhaltszuschreibung zu einem Zeichen, ist also niemals an sich ein Zeichen, sondern erst innerhalb der entsprechenden Interpretation eines Gegenstandes als Ausdruck eines bestimmten Inhalts (vgl. Peirce 1931–1958: §2.172). So wird etwa auch ein Bild nur dadurch ein Bild, dass wir ‚in‘ spezifischen Formen und Farben etwas erkennen können, das mehr oder anderes ist als diese Formen und Farben (vgl. Wollheim 1982).

Für die medienanthropologische und medienwissenschaftliche Betrachtung ist ein Medienbegriff im allgemeinen Sinne von kommunikativen Mitteln in der Regel zu weit und zu unspezifisch. Er ist zu weit, weil er tendenziell mit kommunikativen Prozessen insgesamt zusammenfällt und jede Zeichenverwendung umfasst. Er ist zudem zu unspezifisch, weil er die technischen und institutionellen Aspekte vernachlässigt. Wird gefragt, in welcher spezifischen Weise Medien Prozesse der Bedeutungskonstitution beeinflussen, dann sind damit in der Regel (zumindest innerhalb der Medienwissenschaft) nicht nur die materiellen Bedingungen, sondern zahlreiche weitere, insbesondere auch technische und institutionelle Komponen-

ten zentral. Im sogenannten Medienkompaktbegriff (vgl. Schmidt 2008) werden Medien daher als komplexe Kommunikationsdispositive gefasst, aus denen sich zur Analyse von konkreten Medienangeboten drei Ebenen ergeben, nämlich die Ebenen der materiellen Zeichen, der technischen Dispositive und der institutionellen Einrichtungen, die alle in jeweils spezifischer Weise auf die Bedeutung medialer Angebote Einfluss nehmen (vgl. Habscheid 2000; Schneider 2008; Mersch 2009; Holly 2011 u.a.).

Durch ihre digitale Gestalt haben Medien im Sinne von Kommunikationsdispositiven gegenwärtig einen wachsenden Einfluss auf alle Bereiche der Gesellschaft zu verzeichnen. Dieser Digitalisierungsprozess wird im Medienbereich auch als Medienkonvergenz angesprochen und umfasst nicht nur eine Konvergenz der Technik und der entsprechenden Plattformen, sondern auch der Institutionen, der Inhalte und der Nutzer (vgl. Bolter und Grusin 2000). Unter medienkonvergenten Bedingungen haben sich insbesondere auch die Möglichkeiten der multimodalen Kommunikation vervielfältigt. Die technischen Möglichkeiten, die mit der Digitalisierung entstanden sind und derzeit erst den Beginn einer noch gar nicht überschaubaren Entwicklung markieren, haben die Kombination einzelner Modi begünstigt, so dass dieses Phänomen sicherlich auch zukünftig eine entscheidende Herausforderung für jedes aktuelle medienwissenschaftliche und medienanthropologische Nachdenken bilden wird.

2.3 (Multi-)Modalität

Im Ausdruck „Multimodalität“ ist das „Multi“ relativ unproblematisch, insofern es einfach mit „mindestens zwei“ gleichgesetzt werden kann. Dagegen ist erheblich problematischer, was unter „Modalität“ zu verstehen ist. Zum einen haben sich in verschiedenen Disziplinen sehr unterschiedliche Modalitätsbegriffe entwickelt, zum anderen sind auch in den medienwissenschaftlich verwandten Disziplinen uneinheitliche und vor allem recht vage Bestimmungen vorgenommen worden. Zur Orientierung in dieser unübersichtlichen Lage ist es sinnvoll, verschiedene Dimensionen von Modalität zu unterscheiden.

Eine sicherlich unstrittige Dimension ergibt sich in perzeptueller Hinsicht. Vor allem in der Psychologie werden die verschiedenen Sinneskanäle entsprechend als perzeptuelle Modi bezeichnet. Somit lassen sich auf jeden Fall die klassischen fünf perzeptuellen Modi des Visuellen, Auditiven, Olfaktorischen, Gustatorischen und Taktile unterscheiden. Ebenfalls weitgehend unstrittig ist die Tatsache, dass Modi in der Regel eine semiotische Dimension aufweisen. Die gesprochene Sprache besteht z.B. nicht nur aus Schallwellen, sondern ist vielmehr eine besondere bedeutungstragende Organisation des Schalls. Diese Dimension wird auch im deutschsprachigen Raum als Kodalität angesprochen, weil sie auf spezifische Verwendungsregeln und -praxen konkreter Zeichensysteme bezogen ist. Doch trotz der Annahme der Existenz von Kodalität und entsprechenden Zeichen-

systemen gibt es wenig Konsens über die konkreten begrifflichen Bestimmungen und Abgrenzungen: „Welche Zeichenressourcen nun ‚modes‘ sind, wie diese abgegrenzt werden und wie viele es gibt, sind ungeklärte Fragen“ (Schneider und Stöckl 2011: 26). In der Diskussion haben die Explikationsvorschläge von Gunther Kress und Theo van Leeuwen die Multimodalitätsdebatte lange Zeit maßgeblich beeinflusst und sind nach wie vor prominent. Was als ‚mode‘ gilt, ist etwa Kress zufolge „a matter for a community and its social-representational needs. What a community decides to regard and use as a mode is a mode“ (Kress 2010: 87). Ungeachtet dieser begrifflichen Vagheit besteht ein Konsens darüber, dass vor allem Sprache und Bild wichtige und eigenständige Modi sind, die sich in Verwendung und Bedeutung grundsätzlich unterscheiden. Als semiotische Modi werden üblicherweise zudem Gesten, Mimik, Layout oder Design genannt. Die bekanntesten und am besten erforschten Formen der semiotischen Dimension von Multimodalität sind sicherlich sogenannte Text-Bild-Zusammenhänge (vgl. Bateman 2014b und s.u.) und gesprochene Sprache-Gestik-Beziehungen (vgl. Fricke 2008).

Neben diesen beiden Dimensionen von Modalität ist im wissenschaftlichen Diskurs die Rede von einer referentiellen sowie von einer partizipatorischen Modalität noch wenig gebräuchlich. „Referentielle Modalität“ meint die verschiedenen Modi des Weltbezugs in einem konkreten Medienangebot, „partizipatorische Modalität“ die verschiedenen Weisen, sich an seiner Produktion und Rezeption zu beteiligen. Ein multidimensionaler Multimodalitätsbegriff, der alle Dimensionen berücksichtigt, hat sich bisher aber noch nicht durchsetzen können (siehe aber Sachs-Hombach u.a. 2018). Da es im Folgenden vor allem um die semiotische Dimension von Multimodalität gehen wird, verzichten wir an dieser Stelle darauf, die weiteren Dimensionen des Multimodalitätsbegriffs zu erörtern. Für alle Dimensionen ist aber als zentral hervorzuheben, dass die beteiligten Modi in ihrer funktionalen Verschränkung jeweils eine eigenständige Bedeutungsebene generieren. Die multimodale Kommunikation ist also mehr als die Summe der jeweiligen modalen Aspekte. Wie insbesondere für Text-Bild-Zusammenhänge oft gezeigt, besteht die eigentümliche Leistungsfähigkeit der multimodalen Kommunikation gerade in der bedeutungs- und effizienzsteigernden Kombination unterschiedlicher Modi (vgl. Bateman 2014b). Wie diese Komplementarität funktioniert, ist in vielerlei Hinsicht noch eine offene Forschungsfrage.

3. Multimodalität und Medien: eine verworrene Beziehung

Die beiden Begriffe ‚Medium‘ und ‚Mode‘ sind alles andere als klar. Ganze Literaturbereiche diskutieren sowohl mögliche Definitionen als auch den Nutzen, der sich aus solchen Definitionen ergeben kann. Insbesondere beim Begriff des Mediums reichen die Positionen von überaus weiten Vorstellungen – zum Beispiel nimmt Luhmann (1997: 122) ‚Bedeutung‘ als das

allgemeinste Medium an – bis hin zu engeren Orientierungen, die Medien verstehen als „materielle Ressourcen, die bei der Herstellung semiotischer Produkte und Ereignisse verwendet werden und sowohl die Werkzeuge als auch die verwendeten Materialien einschließen“ (Kress und van Leeuwen 2001: 21–22; unsere Übersetzung). Es gibt zudem große Unterschiede zwischen Positionen, die sich auf das Phänomen der Medialität selbst konzentrieren und solchen, die Medien in Kommunikationsmodellen platzieren (vgl. Habscheid 2000; Holly 2011; Schmitz 2016 u.a.). Ersteres eignet sich für Ansätze, in denen ein Medium alles ist, was potenzielle soziale Konfigurationen ‚erweitert‘, wie McLuhan (2002 [1964]) prominent argumentiert; letzteres charakterisiert das ‚Medium‘ eher als ein ‚Dazwischen‘ – d.h. als etwas, das die Kommunikation zwischen Interagenten oder breiteren Klassen von ‚Kommunikatoren‘ unterstützt und lenkt (vgl. Krämer 2008).

In unserem Beitrag verfolgen wir eine andere Strategie, insofern wir auf eine Darstellung von kommunikativen Prozessen hinarbeiten, in der der Ausdruck „Medium“ bestimmte Aspekte innerhalb der Semiose bezeichnet, die sich durch ihre besonderen Beziehungen zu anderen notwendigen kommunikativen Facetten auszeichnen. Eine strenge Verankerung durch eine semiotische Grundlegung beabsichtigt darüber hinaus, die früheren Diskussionen inhärenten Schlupflöcher zu minimieren, so dass analytisch klarer wird, welche spezifische Leistung unter den verschiedenen Erscheinungsformen von ‚Medien‘, ‚Modi‘ und ‚Medialität‘ erbracht wird und wie die entsprechende Beschreibungsarbeit effektiv über das gesamte Modell genutzt werden kann.

Die hiermit angestrebte Entflechtung der unterschiedlichen semiotischen Aufgaben, die kommunikative Prozesse auszeichnen, kann auch die Verwendung von Begriffen über Disziplingrenzen hinweg klären helfen, denn mehrere ‚benachbarte‘ Diskussionsbereiche verwenden Begriffe, deren Bedeutungen sich mit den Bedeutungen des Medienbegriffs teilweise überschneiden. Besonders relevant ist für unser Anliegen der Begriff des Modus bzw. der Modalität. Dieser wird manchmal strikt vom Begriff des Mediums unterschieden, manchmal aber auch nicht. In beiden Fällen finden wir ähnliche ‚dimensionale Reduzierungen‘, die unterschiedliche Phänomene unter einzelnen Termini zusammenführen. Diese unangemessenen Gruppierungen beeinträchtigen sowohl theoretische als auch empirische Arbeiten. Auf der einen Seite ist die Diskussion im Bereich der Medialität und Transmedialität in der Regel medial oder kommunikativ geprägt und betrifft medial konstituierte kulturelle Praktiken (vgl. Holly 2011) und nur relativ indirekte oder unkritische Nutzungen von ‚Modalität‘ in dem Sinne, wie sie in der Multimodalitätsforschung verwendet werden – d.h., wir finden zum Beispiel Analysen von massenmedialen Formen wie Fernsehen, E-Mail, Chatten, SMS, Film u.v.m., die Modalitäten im eher alltäglichen Sinn von Sprache, Bild, Musik usw. heranziehen, ohne Klarheit über die semiotischen Eigenschaften der Kategorie der Modalität selbst zu schaffen. Auf der anderen Seite bezieht sich die Diskussion in der Multimodalitätsforschung auf genau diese vielfältigen Ausdrucksformen der Kommunikation – d.h. auf die ver-

wendeten Codes, semiotischen Systeme oder Modalitäten – und weist nur einen relativ einfachen und beschränkten Bezug auf Medienbegriffe auf (vgl. Norris 2004; Kress 2010). In der ersten Orientierung leistet der Medienbegriff den Hauptteil der Erklärungsarbeit, und es gibt wenig zu tun für die Modalitäten, was immer sie auch sein mögen. In der zweiten Orientierung erledigt der Begriff der Modalität die ganze Arbeit, und es gibt wenig noch für die medialen Aspekte beizutragen. Diese unproduktiv komplementäre Beziehung wird in Abb. 1 diagrammatisch veranschaulicht.

Multimodalitätsansätze

Medienansätze

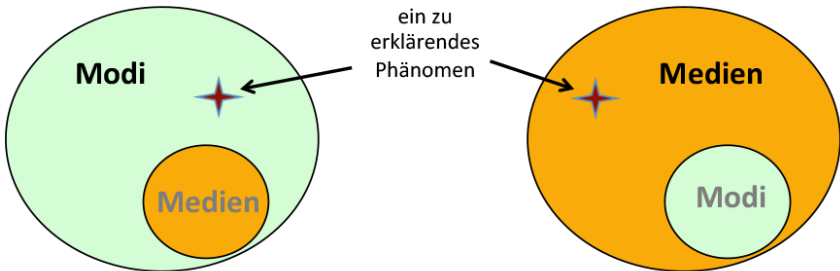


Abb. 1: Ein komplementärer Mangel an Beachtung. Einzelne Phänomene können aus den zwei Perspektiven unterschiedliche Beschreibungen erhalten, ohne einen klaren Bezug zueinander aufzuweisen.

Die Grenzen der Kategorien in den zwei Orientierungen sind alles anders als klar: Ist zum Beispiel geschriebene Sprache bzw. Schriftsprache ein Medium oder eine Modalität? Die vorgeschlagenen Antworten hängen meistens von den jeweiligen Forschungszwecken ab und lassen sich nur schwer entwirren. In beiden Orientierungen finden wir dann fast identische Debatten darüber, ob es überhaupt Situationen mit Monomodalität/Monomedialität geben kann (im Allgemeinen jetzt negativ beantwortet), ob die alleinige Existenz von multimedialen/multimodalen Situationen die Existenz einzelner Medien/Modi ausschließt (noch offen diskutiert), ob die Wahl der Medien/Modi mehr ist als nur eine Hülle oder ein Behälter für Inhalte (im Allgemeinen jetzt positiv beantwortet), ob oder inwieweit die Beschränkung auf einzelne Medien/Modi eine politische Agenda verfolgt (inzwischen auch allgemein als zutreffend angesehen) und warum echte Kombinationen von Medien/Modi ‚mehr‘ produzieren als einfache Nebeneinanderstellungen von Medien/Modi. Diese und weitere Parallelen lassen sich beispielsweise durch den Vergleich der Medienbilanz von Schröter (2011) (und der dort angegebenen Referenzen) mit dem Modalitätsansatz von Kress und van Leeuwen (2001) und Kress (2010) finden. Trotz dieser Parallelen besteht aber ein deutlicher Mangel an Kommunikation zwischen den beiden Orientierungen. Diese Situation hat Elleström passend für den englischsprachigen Raum charakterisiert:

There are seldom cross-references between the two research fields of intermedial and multimodal studies and the notions of intermediality and multimodality are surprisingly seldom related to each other (Elleström 2010: 13).

Im deutschsprachigen Raum gibt es durchaus Ansätze, die eine mittlere Position zwischen ‚Medialität‘ und ‚Multimodalität‘ einnehmen und typischerweise sowohl semiotische als auch mediale Belange kombinieren. Die Medienlinguistik zum Beispiel hat sich seit langem damit beschäftigt, dass die Medien gerne auf Konstellationen unterschiedlicher Bedeutungspraktiken zurückgreifen wie Sprache und (möglicherweise bewegte) Bilder im Nachrichtendiskurs (Holly 2016) oder Bilder und Texte in journalistischen Texten, politischen Texten, Anzeigen usw. (vgl. Straßner 2002; Stöckl 2004a; Meier 2014). Stöckl hat dementsprechend differenzierte theoretische Beschreibungen von sowohl Medien (Stöckl 2012) als auch Modalitäten (Stöckl 2004b, 2016) angestrebt; Luginbühl (2015) bietet einen ausführlichen Überblick der gesamten Forschungslage an. Dennoch bestehen weiterhin viele grundlegende Herausforderungen für stabile Definitionen von Medien und von Modalitäten und vor allem für ihre Kombinationsmöglichkeiten. Die Offenheit der Medienlinguistik für Überlegungen zu Signifikationspraxen, die sich auf verschiedene Ausdrucksformen (Sprache, Bild, Gestik usw.) stützen, ist sicherlich vorteilhaft, allerdings bleibt die Diskussion von Einzelfällen auf der einen Seite und der Versuch allgemeiner Rahmenbedingungen auf der anderen Seite durch eine große Differenz im Abstraktionsgrad getrennt, die empirisch motivierte Fortschritte erschwert. Die Diskussionen über allgemeine Rahmenbedingungen sind hierbei entweder philosophischer Natur (vgl. z.B. Krämer 2008; Fohrmann 2010; Jäger 2015) oder sie greifen auf Klassifizierungen von Texttypen und Gruppierungen zurück, die situativen Merkmalen zu verdanken sind und zuweilen als ‚kommunikative Formen‘ verallgemeinert werden (vgl. Brock und Schildhauer 2017).

Klassifikationsansätze letzter Art setzen eine seit langem in der Textlinguistik verwendete ‚Bottom-up‘-Methode fort, bei der das Auftreten oder Nichtauftreten bestimmter linguistischer Merkmale als Mittel zur Unterscheidung von Texttypen untersucht wurde (vgl. Sandig 1972). Da die Textlinguistik ihren Anwendungsbereich auf Sprachkombinationen und andere Ausdrucksformen ausdehnte, wurde die Methode ebenfalls auf ‚Texte‘ ausgedehnt, die mehrere semiotische Systeme enthalten und Eigenschaften im Zusammenhang mit verschiedenen ‚Medien‘ berücksichtigen. Mediale Eigenschaften erstrecken sich hier oft sowohl auf materielle Aspekte als auch auf situative Merkmale und bauen damit auf einer noch älteren Tradition der Erforschung von Klassifikationen kommunikativer sozialer Kontexte auf (vgl. Hymes 1967; Gregory und Carroll 1978; van Dijk 2008). Ein frühes Beispiel hiervon ist die von Brinker (1985: 126) entworfene Unterscheidung von fünf Hauptmedien: persönliche Kommunikation, Telefon, Radio, Fernsehen und schriftlicher Text. Die nachfolgenden Klassifizierungen haben dann versucht, eine immer größere Bandbreite medialer Formen abzude-

cken. Andere Listen von Kategorisierungen wurden aus verschiedenen Perspektiven angestrebt (z.B. Clüver 2007; Rajewsky 2005; Helbig 2008). Viele dieser und weiterer Vorschläge werden in Jäger (2015) gewinnbringend erläutert und weiter klassifiziert. Eine der jüngsten und umfangreichsten Kategorisierungen stellt Schmitz (2016) vor, indem er gemeinsame Kombinationen von ‚Modi‘ in verschiedenen ‚Medien‘ aufzeigt (wie z.B. „Präsentation mit visueller Unterstützung“ usw.). Weitere Klassifikationen haben (auf sehr hohem Abstraktionsniveau) eher Eigenschaften von kommunikativen Situationen herausgearbeitet und die Materialität dabei als Ressourcen für den „Aufbau von Interaktion“ einbezogen (vgl. Martin 1992: 511–515).

Solche Kategorisierungsmatrizen weisen jedoch mehrere Probleme auf, wie Schmitz selbst zugibt. Wenn spezifischere kommunikative Situationen untersucht werden, vervielfacht sich die Anzahl der Merkmale, jedoch werden nur wenige Kriterien vorgeschlagen, um zu entscheiden, welche Merkmale relevant sind und welche nicht. Auch Holly (2011) stellt diesen Mangel an Präzision fest. Wie lassen sich unterschiedliche kommunikative Situationen folglich gruppieren, wenn nicht explizit weitere Merkmale eingeführt werden, um sie zu unterscheiden? Um beispielsweise die spezifischen medialen kommunikativen Formen „Buch“ und „Zeitung“ zu unterscheiden, kann es erforderlich sein, dass ein System ein etwas willkürlich erscheinendes Merkmal wie „regelmäßige Veröffentlichung“ einführt. Daher wird es auch als notwendig erachtet, die Differenzkriterien einer Systematik zu unterwerfen. Holly (2011: 115) unterscheidet konsequent drei breite Merkmalsklassen: (i) „Modi und Codes“, die bereits sensorische Kanäle und semiotische Systeme kombinieren; (ii) die Strukturierung des kommunikativen Raums in Bezug auf Ko-Präsenz und (die Möglichkeit von) Turn-taking; und (iii) zeitliche Organisation. Elleström (2010) sowie Stöckl (2016) setzen direkt semiotische Kategorien von Peirce ein, etwa Ikon, Index und Symbol (Peirce 1931–1958: §2.203–204, §5.72–76). Und die allgemeine Verteilung von Phänomenen gemäß der von Morris (1938) eingeführten Syntax-Semantik-Pragmatik-Unterscheidung findet erneut sowohl bei Schmitz (2016) als auch bei Stöckl (2016) Verwendung. Es ist allerdings unklar, inwiefern das Heranziehen von gewissermaßen ‚fremden‘ Klassifikationssystemen für einen sowieso extrem heterogenen Anwendungsbeereich erfolgreich sein kann, und Holly selbst identifiziert einige weitere Schwächen von ‚mehrstufigen‘ Klassifizierungssystemen dieser Art.

Ein Grundproblem besteht darin, dass die verschiedenen ‚Ebenen‘ eine Vielzahl von theoretisch nicht ausreichend reflektierten Redundanzen einführen. So ist beispielsweise die Beschreibung der zeitlichen Organisation einer kommunikativen Situation in jeder Klassifizierung von Modalitäten in Bezug auf Mündlichkeit oder Klang bereits teilweise erfasst, da diese von Natur aus zeitlich sind. Dies ist symptomatisch für tiefere Probleme solcher Systeme, da mögliche Inkompatibilitäten zwischen den Dimensionen der Klassifizierung übersehen werden. Dieser Fall liegt notwendigerweise vor, wenn der Ansatz der Klassifizierung von ‚Texten‘ – als Beispiele des Sprachgebrauchs – auf komplexe Konstellationen wie ‚Text-Bild‘-Kombinationen

oder sogar auf einzelne Bilder ausgedehnt wird. Die relevanten Dimensionen der herangezogenen Kategorisierung stimmen nicht unbedingt überein: Das Hinzufügen von ‚visuellen‘ Merkmalen neben ‚grammatikalischen‘ Merkmalen wird im Allgemeinen inkonsistent sein, gerade weil es sich um sehr unterschiedliche Prinzipien und Einheiten handelt (vgl. die Diskussion in Steinseifer 2011: 177 sowie insbesondere zu Bildern in Sachs-Hombach 2013).

Teilweise als Reaktion auf solche Schwierigkeiten schlägt Schmitz (2016) zusätzliche Erweiterungen vor, um seine Kategorisierung umfassender zu gestalten. Insbesondere öffnet er die Kategorien so, dass sie kontinuierlich angeordnete ‚Prototypen‘ im Sinne von Rosch (1978) unterscheiden. Diese Strategie ermöglicht es, die meisten (multimodalen) kommunikativen Situationen einzubeziehen, bedingt aber eine geringe Aussagekraft über die sich ergebenden Kombinationen, abgesehen von der bloßen Tatsache, dass ‚Modi‘ kombiniert werden (Schmitz 2016: 341f.). Schmitz unterscheidet hier zwischen Medienformen, die irgendwo entlang einzelner Dimensionen liegen – wie z.B. „animierter Text“ zwischen Schriftsprache und dynamischen Bildern, sequentielle Bilder zwischen statischen und dynamischen Bildern oder Typografie oder konkrete Poesie zwischen Schriftsprache und statischen Bildern – und komplexeren medialen Konstruktionen, die zwei oder mehrere Dimensionen kombinieren, wie bei der Kombination von gesprochener Sprache mit dynamischen Bildern und Ton im Falle von Film. Auch wenn solche Entwicklungen den Eindruck erwecken können, dass sie einen beträchtlichen Bereich abdecken, ist das, was erfasst wird, in vielerlei Hinsicht kaum mehr als eine Neuformulierung des Ausgangspunkts für die Multimodalitätsforschung im Allgemeinen, nämlich dass Modalitäten sich kombinieren lassen (vgl. Bateman 2017). Zu prädiktiven Aussagen über die Untersuchungsgegenstände führt dies kaum, ganz zu schweigen von empirisch überprüfbareren Hypothesen.

Um genau diese Mängel zu überwinden, halten wir es für unabdingbar, dass eine semiotisch grundlegende Auffassung der notwendigen Begriffe unternommen wird. Die Begriffe ‚Modalität‘ bzw. ‚Mode‘ und ‚Medium‘ verstehen wir dabei in keiner Weise als synonym, nicht einmal als überlappend. Obwohl sich die für ‚Medien‘ in der Medienwissenschaft (weit gefasst) diskutierten Aufgaben oft mit den Aufgaben und Pflichten überschneiden, die der Begriff ‚Mode‘ in der Multimodalitätsforschung mit sich bringt, haben sich spezifische Anwendungsbereiche von ‚Medium‘ und ‚Mode‘ innerhalb der zwei Forschungsrichtungen durchgesetzt, die im Allgemeinen nicht ohne Verwechslungsgefahr über Fachgrenzen hinweg übertragbar sind. Dieser gesamte Sachverhalt ist symptomatisch dafür, dass die Medienwissenschaft dazu neigt, die Sprache zu „vergessen“, während die Sprachwissenschaft das Medium eher „vergisst“ (vgl. Jäger 2000). Dies führt dazu, dass signifikante Gemeinsamkeiten und potentielle Vergleichsstellen, an denen Phänomene aus unterschiedlichen, aber komplementären Perspektiven produktiv betrachtet werden können, übersehen oder marginalisiert werden. Daher ist es wichtig, Kongruenzbereiche sowie Austauschbezie-

hungen zwischen den Feldern zu identifizieren. Diese Bereiche weisen auf semiotische ‚Bruchlinien‘ hin, die für die Phänomene von Natur aus gegeben sind und daher unabhängig von terminologischen Zuweisungen behandelt werden müssen. Die analytisch produktive Aufdeckung solcher Bruchlinien ist außerdem unabdingbar für die Trennschärfe der anzuwendenden Kategorien. Genau dies ist die wesentliche Motivation für den vorliegenden Aufsatz, dessen grundlegende semiotische Orientierung es vermeidet, einem der beiden Begriffe ‚Modalität‘ und ‚Medium‘ eine dominante Stellung auf Kosten des anderen zu geben.

4. Ein Modell

Dem Gesagten zufolge können weder die klassifikatorischen Ansätze, wie sie in der Medienlinguistik für multimodale Medien verfolgt werden, noch die multimodalen Erweiterungen, die sich in der Textlinguistik finden lassen, befriedigende Darstellungen zur Erklärung des Multimodalitätsphänomens liefern. Ein Grund hierfür liegt darin, dass eine grundlegende Bestimmung der Natur von Modalitäten in multimodalen kommunikativen Prozessen fehlt. Es ist daher notwendig, sich ‚innerhalb‘ bzw. ‚unterhalb‘ solcher alltäglichen Kategorien wie Text oder Bild zu bewegen, um zu charakterisieren, wie sie die Bedeutung erhalten, die sie haben. Nur dann können diese Bedeutungen über Medien mit sehr unterschiedlichen Eigenschaften verfolgt werden. Kurz gefasst: Kategorien wie Schriftsprache, gesprochene Sprache, Musik usw. reichen nicht aus, um die übliche multimodale Art der Bedeutungsübertragung zu verfolgen. In diesem Abschnitt wenden wir uns daher der Frage der Interdependenzen zwischen den Dimensionen des Modells zu, indem wir den Begriff der ‚Repräsentation‘ nach dem Vorbild der Multimodalität bedenken (vgl. Kress und van Leeuwen 2001; Norris 2004; Stöckl 2004b; Jewitt 2014). Theorien der Multimodalität befassen sich also zentral mit der Frage, welche Zeichenmodalitäten es gibt und wie ihre Kombinationen zu einer effektiven Kommunikation und Bedeutung führen können, die dem Gebrauch der Zeichenmodalitäten einzeln nicht zur Verfügung steht. Modelle unterschiedlicher Komplexität wurden für diese Phänomene über verschiedene Frameworks hinweg vorgeschlagen; Bateman u.a. (2017) bieten eine detaillierte Einführung in dieses Gebiet.

4.1 *Semiotische Modi bzw. Zeichenmodalitäten*

Die aktuelle Diskussion ist dadurch geprägt, dass viele Studien noch durch einen traditionellen Begriff von Zeichenmodalitäten begrenzt sind. Folglich werden sehr weite Kategorien, wie gesprochene Sprache, Schriftsprache, Musik, Bilder, Geräusche usw., eher unkritisch akzeptiert und dann auf ‚alle‘ anerkannten Formen der Bedeutungsbildung von Lego-Bausteinen bis hin zu TV-Sendungen ausgedehnt:

Mode is used to refer to a regularized organised set of resources for meaning-making, including, image, gesture, movement, music speech and sound-effect. Modes are broadly understood to be the effect of the work of culture in shaping material into resources for representation (Jewitt und Kress 2003: 1f.).

Für die hier verfolgte Aufgabe ist diese Definition noch nicht ausreichend. Die Frage, wie die so ‚definierten‘ Modalitäten miteinander verknüpft sein können, bleibt in einer Weise ungelöst, die der oben genannten Herausforderung in Bezug auf die Medien auffallend ähnlich ist. Solche breit gefassten Labels bieten nicht genügend Hebelwirkung, um komplexe Artefakte oder Performances zu charakterisieren, die auf eine Kombination kommunikativer Praktiken zurückgreifen. Es ist daher notwendig, unsere analytische Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was innerhalb der weiter gefassten Alltagskategorien liegt. So können wir genügend über deren interne Funktionsweise und Organisation erfahren und in Folge erklären, was passiert, wenn sie in Kombination mit anderen Ausdrucksformen verwendet werden. Einfach ‚Text‘ neben ‚Bild‘ stehen zu lassen, bietet zum Beispiel kein Fundament für die jetzt dringend notwendige semiotische Aufklärungsarbeit.

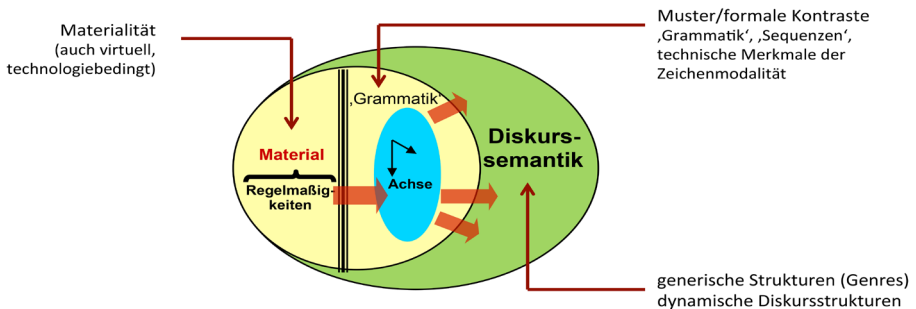


Abb. 2: Abstrakte schematische Darstellung einer Zeichenmodalität nach Bateman (2016: 47).

Bateman (2011) hat deshalb die Konzeptionen in den Arbeiten von Kress, van Leeuwen, Jewitt und anderen (siehe oben) um eine neue und vor allem in der Praxis anwendbare Konzeption von Zeichenmodalitäten erweitert. Zeichenmodalität ist demnach definiert als eine doppelt geschichtete Konfiguration semiotischer Ressourcen zusammen mit den Materialitäten, die diese Ressourcen einsetzen. Daraus ergibt sich das in Abb. 2 grafisch dargestellte Dreischichtenmodell. Erstens sehen wir auf der linken Seite der Figur das Material, das zum Ausdruck der im semiotischen Mode gezeichneten formalen Differenzen ‚beansprucht‘ wird. Diese Differenzen können sich sogar für einzelne Zeichenmodalitäten über diverse sensorische Kanäle erstrecken. Zweitens sind solche Differenzen im Allgemeinen in Systemen von Kontrasten (d.h. paradigmatisch) organi-

siert, die für die Übertragung der Bedeutungen der Zeichenmodalität zuständig sind; dies ist in der Mitte des Diagramms dargestellt. Systeme dieser Art stellen für die Zeichenmodalität eine spezifische Menge von paradigmatisch organisierten ‚technischen Merkmale‘ oder ‚strukturellen Regelmäßigkeiten‘ (d.h. syntagmatisch) dar. Und drittens wird auf der rechten Seite der Abbildungen analog zu der von Martin (1992) für die Sprache vorgeschlagenen Abstraktionsebene eine Ebene der ‚Diskurssemantik‘ eingeführt. Die Ressourcen auf dieser Abstraktionsebene sind für die strukturellen Konfigurationen der vorherigen Ebene mit kontextuellen Interpretationen verantwortlich. Die hier beteiligten Mechanismen sind in Bateman und Wildfeuer (2014) und Wildfeuer und Bateman (2018) ausführlich beschrieben.

4.2 *Medien und Medialität*

Wie wir oben schon angemerkt haben, besteht eine auffällige Schwäche vieler früherer Multimodalitätsforschungen in ihrer mangelnden Klärung des Medienbegriffs. Kress und van Leeuwen beschreiben Medien als „materielle Ressourcen“, die für die Herstellung semiotischer Produkte und Ereignisse verwendet werden (Kress und van Leeuwen 2001: 21–22), wobei sie insbesondere das Medium und die Art und Weise wählen, die nach der Unterscheidung von Hjelmslev (1974 [1943]) zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebenen in Beziehung stehen. Das Medium ist dann die ‚materielle‘ Grundlage für die Verwendung von ‚semiotic modes‘, während ‚semiotic modes‘ selbst abstrakter, semiotischer und medienunabhängiger sind. Kress und van Leeuwen weiten diese Trennung auf zusätzliche Ebenen aus, indem sie den Inhalt in Diskurs und Design und den Ausdruck in Produktion und Distribution differenzieren (Kress und van Leeuwen 2001: 20): Die Medien befinden sich dann innerhalb dieser beiden letztgenannten ‚Substrate‘, erhalten aber nicht die Art von detaillierter Charakterisierung, die für eine grundlegendere Verfolgung für den Prozess der Bedeutungskonstitution notwendig wäre.

In dem hier eingeführten Modell der Zeichenmodalität bildet jetzt die feste Einbeziehung der Materialität eine geeignete Brücke zu einer multimodalen Konstruktion von ‚Medium‘ im semiotischen Sinn. Wie zum Beispiel Bateman (2014a), Luginbuhl (2015: 12) u.a. argumentieren, bieten ‚Medien‘ den unmittelbaren Kontext, in dem Zeichenmodalitäten verwendet werden können: Bei Zeichenmodalitäten handelt es sich also um keine ‚frei schwebenden‘ Instanzen, sondern diese bedürfen eines Mediums, um sich zu materialisieren. Medien gruppieren in dieser Sichtweise folglich Zeichenmodalitäten dynamisch zu soziokulturell und historisch situierten Konfigurationen (vgl. Winkler 2008). Dadurch wird es besonders wahrscheinlich, dass die Zeichenmodalitäten, die zusammen in einem Medium mitwirken, sich kombinieren, vermischen und hybridisieren, denn sie kommen häufig in den kommunikativen Artefakten oder Performances vor, die in die-

sem Medium produziert werden. Obwohl aus einer grundlegenden semiotischen Perspektive mehrere weitere Dimensionen auf dem Kontinuum vom Medium zur Form, vom Potential zum Sein, erforderlich sind, entspricht dies letztlich dem Vorschlag von Krämer: „Medien stellen historisch konfigurierte Potenziale für kulturelle Praktiken der Verkörperung bereit“ (Krämer 2003: 85).

Dabei lassen sich die technologischen (vgl. Schmitz 2014) und die sozio-kulturellen Aspekte von Medien und kommunikativen Formen (vgl. Kress 2010; Luginbühl 2014; Brock u.a. 2019) sinnvoll zusammenführen.

Eine schematische Darstellung dieser Beziehung zwischen Medien und Zeichenmodalitäten (mitsamt ihrer körperlich wahrnehmbaren Materialität) zeigt Abb. 3. Die vertikale ‚Scheibe‘ auf der linken Seite der Abbildung, die durch die Materialitäten der beitragenden Zeichenmodalitäten verläuft, wird als die verallgemeinerte ‚Leinwand‘ bzw. ‚Projektionsfläche‘ (engl. *canvas*) des Mediums bezeichnet (Bateman 2008: 16; Wildfeuer u.a. 2020: 121f.). Dies ist die Grundlage für einen differenzierteren Begriff von ‚Medien‘ als in anderen Vorschlägen der bisherigen Multimodalitätsforschung, aber auch für den Kontakt mit Auffassungen über Medien in der Medialitäts-Forschung wie oben eingeführt; weitere Diskussion und Ausführungen sind in Bateman (2017) zu finden.

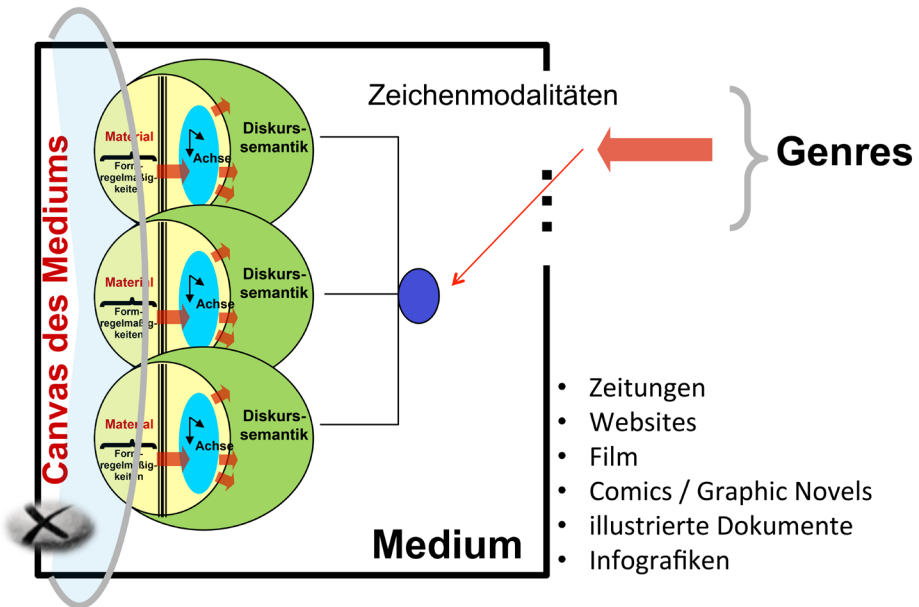


Abb. 3: Abstrakte schematische Darstellung eines Mediums sowie seiner konstituierenden Zeichenmodalitäten und seines Bezugs zum Genre (nach Bateman 2016: 56, 61).

Diese multimodal angereicherte Charakterisierung von Medien bietet dann genau die zu ergänzende semiotische Perspektive auf Medien und Materialität, die zur Verbesserung einer empirischen Verwendbarkeit erforderlich ist. Medienregularitäten werden in dem Modell sowohl materiell als auch semiotisch trianguliert. Von der Seite der Medien, d.h. der technischen Medien und Medienprodukte, wird die Materialität in Bezug auf ihre Einbettung in soziokulturellen kommunikativen Praxen festgelegt; von der Seite der Zeichenmodalitäten wird die Materialität durch ihren Einsatz und Verformung in den verfügbaren Zeichenmodalitäten fixiert: Das Material („canvas“) eines Mediums besteht damit zu jedem Zeitpunkt der Existenz dieses Mediums aus den Materialitäten, die die beteiligten Zeichenmodalitäten einbringen.

4.3 Multimodalität und Genre

Das hier charakterisierte Modell führt zwangsläufig zur Einbeziehung eines weiteren theoretischen Konstrukts, das zur Unterstützung einer detaillierten Untersuchung der Kommunikation über Medien und ihre Zeichenmodalitäten hinweg erforderlich ist: ein multimodal erweiterter Genrebegriff (vgl. Bateman 2014a, 2016). Genres etablieren konventionelle Lösungen für kommunikative Bedürfnisse und bieten den Kommunizierenden interpretatorische Erwartungshorizonte. In linguistischen Genremodellen werden Lösungen für kommunikative Probleme sprachlich ausgedrückt. Im multimodalen Fall können Lösungen durch jede der in einem Medium verfügbaren Zeichenmodalitäten realisiert werden wie auch durch Kombinationen von Zeichenmodalitäten, die durch ihre Mechanismen der Diskurssemantik integriert sind. Genre ist somit eine Kategorie höherer Ordnung, die an sich sowohl transmedial (d.h. medienübergreifend) als auch transmodal (d.h. semiotisch) ist, obwohl Einzelfälle stärker eingeschränkt sein können. Diese Sichtweise geht über die Vorstellung hinaus, dass solche transmedialen Zwecke durch ‚Erzählung‘ bzw. ‚Narrativ‘ abgedeckt werden können (vgl. Chatman 1978; Paech 1988; Ryan 2005): Jedes Genre kann in Wirklichkeit in einer Reihe von Medien realisiert werden, und so ist zum Beispiel Transmedialität keineswegs auf Erzählungen beschränkt.

Wie in einigen medienlinguistischen Ansätzen (vgl. Luginbühl 2014; Stöckl 2016 u.a.) nehmen auch hier Genres eine zentrale Position für alle Analysen ein. Der Begriff des Genres liefert von daher Vergleichspunkte über verschiedene mediale Realisationen hinweg. Erst die Genre-Relation ermöglicht relevante Vergleiche. Ohne Genreaspekte zu fixieren, kann man entsprechend nicht sinnvoll zwischen Medienangeboten unterscheiden. Ohne die Darstellung des kommunikativen Zwecks (sehr weit gefasst), der durch das Genre gegeben ist, gibt es keinen geeigneten Punkt der Triangulation oder keinen ‚äußeren‘ Fixpunkt, um Kontraste und Vergleiche zwischen medialen Artefakten oder Performances anzustellen. Historisch

bedingte Genveränderungen und -verschiebungen können auch analog zu solchen Entwicklungen von Medien und Zeichenmodalitäten untersucht werden. Außerdem macht die Abhängigkeit von kommunikativen Zwecken, die selbst in multimodal erweiterten Genrevorstellungen verankert ist, deutlich, dass Fragen der Medientransformation wesentlich mit Fragen der Genreentwicklung verknüpft sind (vgl. Bateman 2008, 2014a; Luginbühl 2014; Stöckl 2016; Brock u.a. 2019). Entsprechend ändern sich mit dem Wandel der Genres auch die Anforderungen an die Medien, die diese Genres tragen. Die hierbei jeweils beitragenden Faktoren in ein einziges übergreifendes Modell zu stellen, ist für sich genommen bereits ein wesentlicher Vorteil, der im vorliegenden Artikel aber nicht im Detail verfolgt werden konnte.

4.4 Verwendung des Modells

Die oben eingeführte Definition der drei theoretischen Kernkonstrukte der Zeichenmodalität, des Mediums und des Genres stellt drei ganz unterschiedliche Standpunkte für die Analyse aller Phänomene der multimodalen Kommunikation bereit. Trotz bestimmter ontologischer Abhängigkeiten – zum Beispiel könnten Zeichenmodalitäten nicht ohne Materialität existieren, ebenso wenig wie Medien oder Genre ohne Zeichenmodalitäten existieren könnten – müssen bei jeder konkreten Untersuchung alle Phänomene von allen drei Blickwinkeln gleichzeitig betrachtet werden, da sie sich nur im Rekurs aufeinander empirisch bestimmen lassen. Diese Situation ist also wie in Abbildung 4 graphisch charakterisiert.

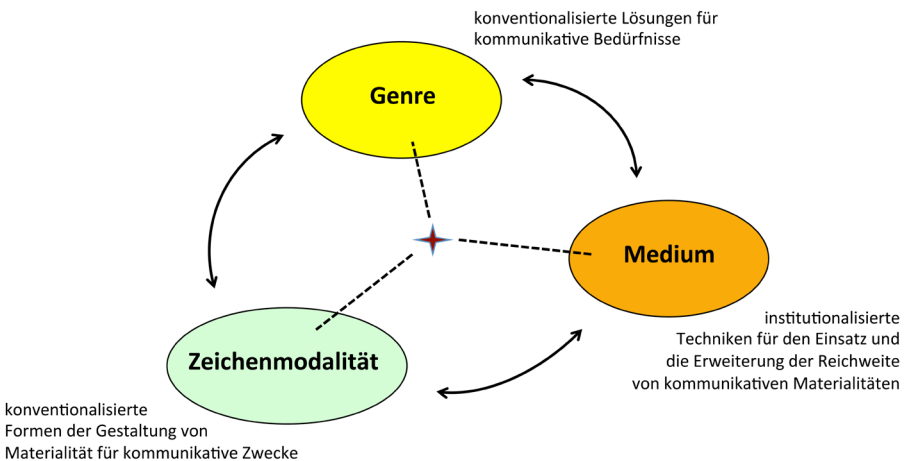


Abb. 4: Triangulation auf kommunikative Phänomene durch die Dreigliederung Medium, Zeichenmodalität und Genre.

Es ist aufschlussreich, diese Darstellung kurz einer anderen Dreipunktbeobachtung gegenüberzustellen, die derzeit in der Medientheorie häufig anhand der Trias *Medium – Kommunikationsform – Genre* diskutiert wird (vgl. Holly 2011; Dürscheid 2011; Stöckl 2012; Brock und Schildhauer 2017 u.a.). Der in diesen Arbeiten verwendete Begriff der Kommunikationsform ist eine Antwort auf die Beobachtung, dass jede Bestimmung des Mediums eine konzeptuelle Lücke hinterlässt und entsprechend eine systematische Behandlung verlangt, wenn sie einerseits Kommunikation als relativ nah an materiellen Gesichtspunkten und andererseits Genres als konventionalisierte Lösungen von kommunikativen Zielen betrachtet. Während z.B. eine E-Mail-Nachricht als ‚materiell‘ im Sinne von elektronisch gestützten schriftlichen Nachrichten charakterisiert werden kann, sind die Genres, die in diesen Nachrichten verfolgt werden können, recht flexibel und reichen über Geschäftsbriefe, persönliche Notizen, Einladungen usw. hinaus. In ähnlicher Weise können Zeitungen hinsichtlich ihrer Materialität als gedruckter Text auf einer Sammlung von Papierseiten beschrieben werden, aber auch hier können eine Reihe von Genres bedient werden (Hardnews, Karikaturen, Leitartikel usw.). Die Kommunikationsform wurde daher eingeführt, um solche intermediären, stark konventionalisierten Kategorien wie E-Mails, Zeitungen, Briefe usw. zu charakterisieren. Es liegt auf der Hand, dass jede dieser Kategorien bereits starke Erwartungen mit sich bringt, welche Ausdrucksformen gewählt werden können (z.B. geschriebener Text, Fotos und Infografiken für Zeitungen oder Theaterstücke, Interviews und Musik für das Radio usw.) und welche Gattungen bedient werden (z.B. sachliche Information über aktuelle Ereignisse, Unterhaltung usw.). Nicht alle Medien können für alle Genres verwendet werden und nicht alle Ausdrucksformen können in jedem einzelnen Medium vorkommen. Kommunikationsformen sind dann das gesellschaftliche Wissen über bestimmte Bündelungen von Genre, Medien und Ausdrucksmittel (vgl. z.B. Meiler 2013: 57).

Die einzelnen Komponenten, die für Kommunikationsformen diskutiert werden, bleiben jedoch etwas unsystematisch. Im Allgemeinen kehren die Darstellungen zu Varianten der oben vorgestellten Mehrebenenmodelle des Mediums zurück und legen diese als Faktoren nahe, die in Beziehung zueinander stehen könnten. So können Kommunikationsformen einerseits als eine (produktive) Neubeschriftung der multifaktoriellen Sicht auf Medien gesehen werden, die auf Posner (1991) und darüber hinaus zurückgeht und seither in vielfältiger Weise erweitert wurde (vgl. Holly 2011; Stöckl 2012 u.a.); andererseits konstituieren Kommunikationsformen soziales Wissen darüber, welche Wertebereiche aus diesen Mehrebenenbeschreibungen von Medien tendenziell koexistieren. Die nach wie vor fehlende interne Organisation dieser Medienfacetten führt dann aber zu einer gewissen Beliebigkeit oder Unterbestimmung der getroffenen Modellierungsentscheidungen.

Brock und Schildhauer (2017) erkennen an, dass Medium, Kommunikationsform und Genre sich gegenseitig bedingen und so schwer zu trennen sind, plädieren aber dennoch für eine verfeinerte interne Struktur. Dazu

schlagen sie vor, die verschiedenen Facetten, die für die Charakterisierung von Kommunikationsformen relevant sind, in Sequenzen von ‚Befähigungspotenzialen‘ (engl. ‚potentials of enablement‘) zu organisieren (vgl. hierzu den den Affordanz-Begriff bei Meier in diesem Band). Nach dieser Sichtweise sorgt das Vorhandensein kommunikationsrelevanter Ressourcen bestimmter Art für weitere Arten von kommunikativen Ressourcen oder ermöglicht sie. In gewisser Weise auf traditionelle Medienfaktoren zurückgreifend, charakterisieren sie so die Kommunikationsform des Umgangs mit Bleistift und Papier:

From the perspective of communicative resources, each of the factors mentioned comes with a specific potential of enablement concerning various aspects of communication: pencil and paper enable the usage of alphabetic writing; their combination enables communication across time and space gaps, which enables private letter-writing as well as the storage of court records and the development of newspapers, etc. (Brock und Schildhauer 2017: 29).

Außerhalb der Kommunikationsform sehen Brock und Schildhauer die natürlichen Materialien, die für die Herstellung von Bleistift und Papier verwendet werden können, und allgemeine Genrekonventionen, die weiter einschränken, für welche Zwecke die Kommunikationsform eingesetzt und wie sie gestaltet werden soll.

Obwohl oberflächlich betrachtet plausibel, ist diese Charakterisierung ein Paradebeispiel dafür, was passiert, wenn Zeichenmodalitäten als relativ atomare Bausteine belassen werden, die alltägliche Kategorien widerspiegeln – in diesem Fall die ‚alphabetische Schrift‘ oder Schriftsprache. Es gibt eine lange und umfangreiche Literatur über die Schriftsprache, aber dieses Wissen ist in einem Modell wie dem von Brock und Schildhauer abgeschirmt: Die Art und Weise, wie sie ihren kommunikativen Beitrag leistet, ist noch immer untertheoretisiert. Um dies zu zeigen, wenden wir nun unser kombiniertes Modell an. Wir können zwar von jedem unserer drei festgelegten Gesichtspunkte ausgehen, aber zur Veranschaulichung und um zu zeigen, wie die Darstellung eine schärfere Auslegung der betrachteten kommunikativen Situationen eröffnet, werden wir vom Gesichtspunkt der Zeichenmodalitäten ausgehen.

Wenn wir die (sehr vernünftige) Hypothese aufstellen, dass die geschriebene Sprache eine Zeichenmodalität ist, die in den Untersuchungsgegenständen verwendet wird, dann müssen wir auch ihre Materialität explizit identifizieren (vgl. Abbildung 1 oben). Der Canvas dieser Zeichenmodalität ist jedes visuell zugängliche Material, das die Unterscheidung von relativ feinkörnigen Gebilden unterstützt. Darüber hinaus kann dieser Canvas mit den folgenden, von Bateman u.a. (2017: 104) bzw. Wildfeuer u.a. (2020: 125) identifizierten Materialeigenschaften klassifiziert werden: Permanenz, 2D, beobachtet und statisch. Jede Materialität, die einen solchen Canvas unterstützt, ermöglicht die Verwendung dieser Zeichenmodalität. Hier ist anzumerken, dass es nicht die „alphabetische Schrift“ an sich (was auch

immer das sein mag) ist, die Brocks und Schildhauers ‚Kommunikation über Zeit- und Raumlücken‘ kausal ermöglicht, sondern die Eigenschaften der Materialität dieser Zeichenmodalität. Dies ist bereits eine weitaus allgemeinere Charakterisierung als die von Brock und Schildhauer und eignet sich gleichermaßen für die Durchführung historischer Studien und empirischer Analysen. Betrachtet man z.B. die Entwicklung dieser Zeichenmodalität: Als sich die Zeichenmodalität von früheren einfachen Markierungssystemen zu einer vollwertigen Ausdrucksform für die Sprache ausweitete, gab es ein entsprechendes Wachstum in der Bandbreite der kommunikativen Zwecke, d.h. der Genres, die bedient werden konnten. Dies ist auch eine bi-direktionale Abhängigkeit: Die Vorteile, bestimmte Kommunikationen dauerhaft fixieren zu können, kann auch die Entwicklung der dafür verwendeten Zeichenmodalität vorantreiben, um diese Kommunikationen besser zu unterstützen. In gleicher Weise kann die Entfaltung solcher kommunikativer Bedürfnisse auch die Entwicklung bestimmter Materialitäten vorantreiben, die ebenfalls eine bessere Unterstützung bieten können – d.h. von Stein zu Papyrus zu Papier zu Bildschirm. Und schließlich kann die Verwendung, Herstellung und Verbreitung solcher Materialien selbst durch die Entwicklung von Praktiken und Institutionen soziokulturell unterstützt werden, wodurch sich die kommunikativen Zwecke, die abgedeckt werden, noch weiter ausdehnen. Gerade diese letztere Konstellation von Entwicklungen ist es, die wir hier als ‚Medium‘ charakterisieren.

Dieser Ansatz ist auch offen für Beschreibungen der Folgen der sich wandelnden Technologien: Während in einigen sozio-historischen Perioden Papier und Bleistift die einzige verfügbare Form für die kommunikative Praxis des Austauschs persönlicher Informationen gewesen sein mag (Zugang zu Schriftsprache, Grafik, Typographie), konnte dies in einer anderen Periode durch den Austausch von Tonbandaufnahmen (die die entscheidende materielle Eigenschaft der Permanenz teilen) realisiert werden, die Zugang zu gesprochener Sprache (und Musik und Ton) bieten. Bestimmte Anforderungen bleiben für die institutionelle Unterstützung dieses kommunikativen Zwecks bestehen, wie z.B. ein Postsystem; andere ändern sich, wie z.B. der Übergang von der schriftlichen zur gesprochenen Sprache. Zwar lassen sich solche Situationen auch als Kommunikationsformen beschreiben, aber der weitere Detaillierungsgrad, den die explizite Berücksichtigung des materiellen Beitrags der Zeichenmodalitäten bietet, zeigt die notwendigen Interdependenzen zwischen den Phänomenen klarer auf und enthüllt die Pfade der Veränderung und Entwicklung, die diese Interdependenzen unterstützen oder blockieren.

In gewisser Weise überschneidet sich also unser Gebrauch des ‚Mediums‘ mit dem Begriff der Kommunikationsform, aber aufgrund der Ausdehnung durch eine detaillierte Darstellung von Zeichenmodalitäten können einige der Abhängigkeiten, die in diesen Konstellationen bestehen, mit wesentlich größerer Klarheit dargestellt werden. Diese Darstellung erstreckt sich ohne weiteres auf eher technologisch bedingte Medien, wie z.B. Social Media, auf Formen nicht-technischer Kommunikation und auf

alle Kombinationen. Im Mittelpunkt steht dabei jeweils die detaillierte Charakterisierung der beteiligten Materialitäten und wie diese durch sozio-kulturelle Produktions- und Verbreitungspraktiken erweitert werden können. Als Konsequenz ergibt sich, dass wir den Gebrauch des Begriffs ‚Medium‘ in seinen traditionellen Anwendungskontexten weitgehend beibehalten können, insbesondere im Sinne der Massenmedien: Radio, Film, Zeitungen usw. Die Macht des Modells erhöht sich wesentlich, wenn auch die weitere Dimension der Beschreibung ‚entfaltet‘ wird, die sich aus den Zeichenmodalitäten ergibt. Damit eröffnen sich auch einige weitere, neue Forschungsrichtungen: zum Beispiel die bewusste Gestaltung von Materialitäten, die unterschiedliche kommunikative Praktiken unterstützen. Was Stöckl (2014: 276), Brock und Schildhauer (2017) und andere als ‚Medien‘, ‚technische Medien‘ etc. unterschieden haben, würden wir nun mit dem materiellen *Canvas* aller eingesetzten Zeichenmodalitäten abdecken. Dadurch werden bisher unzureichend präzierte Beziehungen durch ontologisch klarere Interdependenzen ersetzt, wie es unser Ziel war.

5. Fazit

In diesem Aufsatz haben wir einen theoretischen Rahmen skizziert, in dem der Begriff ‚Medium‘ eine natürliche und funktionstüchtige Definition erhält. Dieser Rahmen baut auf einem anthropologischen und durch Peirce geprägten semiotischen Zeichenverständnis auf, das es erlaubt, die in Materialitäten eingeschriebenen Differenzen mit ihren sozialen und kulturellen Institutionen (Medien) und sozialen und kulturellen Kommunikationskonfigurationen (Genres) in Beziehung zu setzen. Der Rahmen zielt insbesondere darauf ab, anschließende empirische Forschung zu Kommunikation und Medien in immer größerem Umfang zu unterstützen, ohne den Kontakt zu den spezifischen Medienprodukten zu verlieren, durch die sich diese Kommunikation entfaltet. Die interne Struktur, die für Zeichenmodalitäten festgelegt ist, sieht Schemata für die Korpusannotation und Hypothesen für die experimentelle Forschung vor, die stets an den notwendigen soziokulturellen Einschränkungen und Erwartungen der Medien und Genres ausgerichtet sein sollten. Eine besondere Definition des *darstellenden Mediums* (vgl. Bateman 2016; Bateman u.a. 2017: 225; Wildfeuer u.a. 2020: 154–157) unterstützt auch die weitere Erforschung von Beziehungen zwischen den Medien, die sogenannte Transmedialität, wenn etwa die materiellen Ressourcen eines Mediums (z.B. einer Webseite) genutzt werden, um andere Medien (z.B. eine Zeitung) zu ‚evozieren‘ oder ‚darzustellen‘. Die Beziehungen zwischen den Zeichenmodalitäten und ihren materiellen und diskursiven Möglichkeiten erlauben es uns, solche Wiederverwendungen mit großer Präzision zu verfolgen – etwa wenn ein Film einen Tanz zeigt, der auf einer Webseite präsentiert wird, die dann wiederum in einer wissenschaftlichen Arbeit zitiert wird. Auch solche Resemiotisierungen

erweisen sich in unserem Modell als natürlich und vollständig verfolgbar, ohne auf die etwas vagen Begriffe der Hybridität oder Konvergenz zurückgreifen zu müssen.

Anmerkungen

- 1 Die Ausführungen in diesem Beitrag stützen sich teilweise auf schon publizierte Arbeiten der Autoren, vgl. etwa Sachs-Hombach 2013 und 2019 sowie Bateman 2016 und 2017.

Literatur

- Bateman, John A. (2013). Dynamische Diskurssemantik als allgemeines Modell der Semiose. Überlegungen am Beispiel des Films. *Zeitschrift für Semiotik* 35, 3–4, 249–284.
- Bateman, John A. (2014a). Genre in the age of multimodality: some conceptual refinements for practical analysis. In: Paola Evangelisti Allori, John A. Bateman und Vijay K. Bhatia (eds.). *Evolution in Genres: Emergence, Variation, Multimodality*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 237–269.
- Bateman, John A. (2014b). *Text and Image. A Critical Introduction to the Visual/Verbal Divide*. London und New York: Routledge.
- Bateman, John A. (2016). Methodological and theoretical issues for the empirical investigation of multimodality. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. (Handbooks of Linguistics and Communication Science, HSK, 7). Berlin: de Gruyter Mouton, 36–74.
- Bateman, John A. (2017). Triangulating transmediality: a multimodal semiotic framework relating media, modes and genres. *Discourse, Context & Media* 20, Supplement C, 160–174. doi:doi.org/10.1016/j.dcm.2017.06.009.
- Bateman, John A. und Janina Wildfeuer (2014). A multimodal discourse theory of visual narrative. *Journal of Pragmatics* 74, 180–218. <http://dx.doi.org/10.1016/j.pragma.2014.10.001>.
- Bateman, John A., Janina Wildfeuer und Tuomo Hiippala (2017). *Multimodality – Foundations, Research and Analysis. A Problem-Oriented Introduction*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Bolter, Jay David und Richard Grusin (2000). *Remediation: Understanding New Media*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Brinker, Klaus (1985). *Linguistische Textanalyse: Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Erich Schmidt.
- Brock, Alexander und Peter Schildhauer (2017). Communication Form: A Concept Revisited. In: Alexander Brock und Peter Schildhauer (eds.). *Communication Forms and Communicative Practices. New Perspectives on Communication Forms, Affordances and What Users Make of Them*. Frankfurt: Peter Lang, 13–43.
- Brock, Alexander, Jana Pflaeging und Peter Schildhauer (eds.) (2019). *Genre Emergence: Developments in Print, TV and Digital Media*. Berlin: Peter Lang.

- Chatman, Seymour (1978). *Story and discourse: narrative structure in fiction and film*. Ithaca and London: Cornell University Press.
- Clüver, Claus (2007). Intermediality and interarts studies. In: Jens Arvidson, Mikael Askander, Jørgen Bruhn und Heidrun Führer (eds.). *Changing borders: Contemporary positions in intermediality*. Lund: Intermedia Studies Press, 19–37.
- Cope, Bill und Mary Kalantzis (eds.) (2015). *A Pedagogy of Multiliteracies: Learning by Design*. Houndsmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Dürscheid, Christa (2011). Medien in den Medien, Szenen im Bild. Eine pragmatische Kommunikat-Analyse. In: Jan Georg Schneider und Hartmut Stöckl (eds.). *Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln: Halem, 88–108.
- Elleström, Lars (2010). The modalities of media: a model for understanding intermedial relations. In: Lars Elleström (ed.). *Media borders, multimodality and intermediality*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 11–50.
- Enfield, N. J. (2009). *The Anatomy of Meaning. Speech, Gesture, and Composite Utterances*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fohrmann, Jürgen (2010). Differentiating media. In: Ludwig Jäger, Erika Linz und Irme-la Schneider (eds.). *Media, Culture, and Mediality: New Insights into the Current State of Research*. Bielefeld: transcript, 19–36.
- Fricke, Ellen (2008). *Grundlagen einer multimodalen Grammatik. Syntaktische Strukturen und Funktionen*. Frankfurt (Oder): European University Viadrina. Habilitations-schrift.
- Goodling, Lauri Bohanan (2014). The Multimodal Turn in Higher Education: On Teaching, Assessing, Valuing Multiliteracies. *Pedagogy* 14, 3, 561–568.
- Gregory, Michael und Susanne Carroll (1978). *Language and Situation: Language varieties and their social contexts*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Habscheid, Stephan (2000). ‚Medium‘ in der Pragmatik. Eine kritische Bestandsaufnahme. *Deutsche Sprache* 28, 2, 126–143.
- Helbig, Jörg (2008). Intermedialität – eine spezifische Form des Medienkontakts oder globaler Oberbegriff? Neue Überlegungen zur Systematik intersemiotischer Beziehungen. In: Jürgen E. Müller (ed.). *Media Encounters and Media Theories*. Münster: Nodus Publikationen, 79–87.
- Hjelmslev, Louis (1974 [1943]). *Prolegomena zu einer Sprachtheorie* (Linguistische Reihe 9). München: M. Hueber.
- Holly, Werner (2011). Medien, Kommunikationsformen, Textsortenfamilien. In: Stephan Habscheid (ed.). *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen: Linguistische Typologien der Kommunikation*. Berlin: de Gruyter, 144–163.
- Holly, Werner (2016). Nachrichtenfilm als multimodale audiovisuelle Texte. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. (Handbooks of Linguistics and Communication Science, HSK, 7). Berlin: de Gruyter Mouton, 392–409.
- Hymes, Dell H. (1967). Models of interaction of language and social setting. *Journal of Social Issues* 23, 2, 8–28.
- Jäger, Ludwig (2000). Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache. In: Werner Kallmeyer (ed.). *Sprache und neue Medien*. Berlin und New York: de Gruyter, 9–30.

- Jäger, Siegfried (2015). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. 7. Auflage. Münster: Unrast.
- Jewitt, Carey (ed.) (2014). *The Routledge Handbook of multimodal analysis*. London: Routledge.
- Jewitt, Carey und Gunther Kress (2003). *Multimodal literacy* (New literacies and digital epistemologies 4). Frankfurt a.M. und New York: Peter Lang.
- Kendon, Alan (1972). Some Relationships between Body Motion and Speech: An Analysis of an Example. In: Arne Wolf Siegman und Benjamin Pope (eds.). *Studies in Dyadic Communication*. New York: Elsevier, 177–210.
- Kinnebrock, Susanne, Christian Schwarzenegger und Thomas Birkner (2015) (eds.). *Theorien des Medienwandels*. Köln: Halem.
- Krämer, Sybille (2003). Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren. In: Stefan Münker, Alexander Roesler und Mike Sandbothe (eds.). *Medienphilosophie: Beiträge zur Klärung eines Begriffs*. Frankfurt a.M.: Fischer, 78–90.
- Krämer, Sybille (2008). *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kress, Gunther (2010). *Multimodality: a social semiotic approach to contemporary communication*. London: Routledge.
- Kress, Gunther und Theo van Leeuwen (2001). *Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication*. London: Arnold.
- Luginbühl, Martin (2014). Genre Profiles and Genre Change. The Case of TV News. In: Jannis Androutsopoulos (ed.). *Mediatization and Sociolinguistic Change*. Berlin und New York: de Gruyter, 305–330.
- Luginbühl, Martin (2015). Media Linguistics: On Mediality and Culturality. *10plus1: Living Linguistics* 1, 9–26.
- Luhmann, Niklas (1997). *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Martin, James R. (1992). *English text: systems and structure*. Amsterdam: Benjamins.
- McLuhan, Marshall (2002 [1964]). The medium is the message. In: *Understanding Media: the extensions of man*. Routledge Classics. London: Routledge, chap. 1, 7–23.
- Meier, Stefan (2014). *Visuelle Stile. Zur Sozialsemiotik visueller Medienkultur und konvergenter Design-Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Meiler, Matthias (2013). Kommunikationsformenadressen oder: Prozeduren des Situationsvollzugs am Beispiel von Weblogs. *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 59, 1, 51–106.
- Mersch, Dieter (2009). *Medientheorie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Morris, Charles W. (1938). *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago: University of Chicago Press.
- Müller, Cornelia (1998). *Redebegleitende Gesten: Kulturgeschichte – Theorie – Sprachvergleich*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Norris, Sigrid (2004). Multimodal discourse analysis: a conceptual framework. In: Philip LeVine und Ron Scollon (eds.). *Discourse and technology: multimodal discourse analysis*. Washington, D.C.: Georgetown University Press, 101–115.
- Paech, Joachim (1988). *Literatur und Film*. Stuttgart: Metzler.

- Peirce, Charles Sanders (1931–1958). *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Cambridge, MA: Harvard University Press. Bde. 1–6, 1931–1935, hrsg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss; Bde. 7–8, 1958, hrsg. von Arthur W. Burks.
- Posner, Roland (1991). Kultur als Zeichensystem. Zur semiotischen Explikation kulturwissenschaftlicher Grundbegriffe. In: Aleida Assmann und Dietrich Harth (eds.). *Kultur als Lebenswelt und Monument*. Frankfurt a.M.: Fischer, 37–74.
- Rajewsky, Irina O. (2005). Intermediality, intertextuality, and remediation: a literary perspective on intermediality. *Intermédialités* 6, 43–64.
- Rosch, Eleanor (1978). Principles of Categorization. In: Eleanor Rosch und Barbara L. Lloyd (eds.). *Cognition and Categorization*. New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Ryan, Marie-Laure (2005). On the Theoretical Foundations of Transmedial Narratology. In: Jan Christoph Meister, Tom Kindt, Wilhelm Schermus und Malte Stein (eds.). *Narrative Beyond Literary Criticism*. Berlin: de Gruyter, 1–23.
- Sachs-Hombach, Klaus (2013). *Das Bild als kommunikatives Medium: Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*. 3., überarbeitete Neuauflage. Köln: Halem.
- Sachs-Hombach, Klaus (2019). Kommunikatives Handeln, Medienwandel und Multimodalität. In: Philipp Stoellger (ed.). *Figurationen des Menschen. Studien zur Medienanthropologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 163–178.
- Sachs-Hombach, Klaus, John A. Bateman, Robin Curtis, Beate Ochsner und Sebastian Thies (2018). Medienwissenschaftliche Multimodalitätsforschung. *MEDIENwissenschaft* 1, 8–26.
- Sandig, Barbara (1972). Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen. In: Elisabeth Gülich und Wolfgang Raible (eds.). *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. Frankfurt a.M.: Athenäum, 113–124.
- Schirra, Jörg R. J. und Klaus Sachs-Hombach (2013). The Anthropological Function of Pictures. In: Klaus Sachs-Hombach und Jörg R. J. Schirra (eds.). *Origins of Pictures. Anthropological Discourses in Image Science*. Köln: Halem, 132–159.
- Schmidt, Siegfried J. (2008). Der Medienkompaktbegriff. In: Stefan Münkler und Alexander Roesler (eds.). *Was ist ein Medium?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 144–157.
- Schmitz, Ulrich (2014). Semiotic economy, growth of mass media discourse, and change of written language through multimodal techniques. In: Jannis Androutsopoulos (ed.). *Mediatization and Sociolinguistic Change*. Berlin und New York: de Gruyter, 279–304.
- Schmitz, Ulrich (2016). Multimodale Texttypologie. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. (Handbooks of Linguistics and Communication Science, HSK, 7). Berlin: de Gruyter Mouton, 327–347.
- Schneider, Jan Georg (2008). *Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Schneider, Jan Georg und Hartmut Stöckl (2011). Medientheorien und Multimodalität: Zur Einführung. In: Jan Georg Schneider und Hartmut Stöckl (eds.). *Medientheorien und Multimodalität: Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln: Halem, 10–38.
- Schröter, Jens (2011). Discourses and models of intermediality. *CLCWeb: Comparative Literature and Culture* 13, 3. <http://dx.doi.org/10.7771/1481-4374.1790>.

- Steinseifer, Martin (2011). Die Typologisierung multimodaler Kommunikationsangebote – Am Beispiel der visuellen Aspekte seitenbasierter Dokumente. In: Stephan Habscheid (ed.). *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen: Linguistische Typologien der Kommunikation*. Berlin: de Gruyter, 164–189.
- Stöckl, Hartmut (2004a). *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache: Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text. Konzepte – Theorien – Analysemethoden*. Berlin: de Gruyter.
- Stöckl, Hartmut (2004b). In between modes: language and image in printed media. In: Eija Ventola, Cassily Charles und Martin Kaltenbacher (eds.). *Perspectives on Multimodality*. Amsterdam: John Benjamins, 9–30.
- Stöckl, Hartmut (2012). Medienlinguistik. Zu Status und Methodik eines (noch) emergenten Forschungsfeldes. In: Christian Grösslinger, Gudrun Held und Hartmut Stöckl (eds.). *Presstextsorten jenseits der ‚News‘. Medienlinguistische Perspektiven auf journalistischen Kreativität*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 13–34.
- Stöckl, Hartmut (2016). Multimodalität – Semiotische und textlinguistische Grundlagen. In: Nina-Maria Klug und Hartmut Stöckl (eds.). *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext* (Handbooks of Linguistics and Communication Science, HSK, 7). Berlin: de Gruyter Mouton, 3–35.
- Straßner, Erich (2002). *Text-Bild-Kommunikation / Bild-Text-Kommunikation*. Tübingen: Niemeyer.
- Tomasello, Michael (2009). *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- van Dijk, Teun A. (2008). *Discourse and context: a sociocognitive account*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wildfeuer, Janina und John A. Bateman (2018). Theoretische und methodologische Perspektiven des Multimodalitätskonzepts aus linguistischer Sicht. *IMAGE – Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft* 28, 5–46.
- Wildfeuer, Janina, John A. Bateman und Tuomo Hiippala (2020). *Multimodalität: Grundlagen, Forschung und Analyse. Eine problemorientierte Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- Winkler, Hartmut (2008). Zeichenmaschinen: oder warum die semiotische Dimension für eine Definition der Medien unerlässlich ist. In: Stefan Münker und Alexander Roesler (eds.). *Was ist ein Medium?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 211–222.
- Wollheim, Richard (1982). *Objekte der Kunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Prof. Dr. phil. John A. Bateman
 Universität Bremen
 FB10
 Sprach- und Literaturwissenschaften
 Bibliothekstr. 1
 D-28334 Bremen
 E-Mail: bateman@uni-bremen.de

Prof. Dr. Klaus Sachs-Hombach
 Eberhard Karls Universität Tübingen
 Institut für Medienwissenschaft
 Wilhelmstraße 50
 D-72074 Tübingen
 E-Mail:
 Klaus.Sachs-Hombach@uni-tuebingen.de